Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 18 (1976)

Artikel: Scheffels Abhandlung über das Bündner Oberland

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550423

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum 150. Geburtstag Joseph Victor von Scheffels am 26. Februar 1976

Scheffels Abhandlung über das Bündner Oberland

von Hilde Ribi

Sie wurde abgefaßt im Herbst des Jahres 1851. Noch war keines der Werke geschrieben, die diesen Untertan des Großherzogs von Baden später zum hochgepriesenen Poeten und erklärten Lieblingsschriftsteller aller Völker deutscher Zunge herangedeihen lassen sollten. Noch war sein «Trompeter von Säckingen» nicht geschrieben, nicht sein Roman «Ekkehard», nicht das köstliche Bändchen «Gaudeamus», in welchem er als alter Burschenschafter später seine köstlichen Kommerslieder zusammenfaßte. Man erinnere sich! «Als die Römer frech geworden —», «Alt-Heidelberg, du feine / du Stadt an Ehren reich —», man erinnere sich an die köstlich «altassyrische» Ballade «Im schwarzen Walfisch zu Askalon, da trank ein Mann drei Tag, bis daß er steif wie ein Besenstiel am Marmortische lag . . .». Seit über hundert Jahren und bis auf den heutigen Tag werden diese fidel temperamentvollen, von verschiedenen Komponisten vertonten Lieder in pokulierenden Studenten-Vereinigungen auch bei uns allerorten noch immer mit Inbrunst gesungen. Sie mußten denn auch schon im Jahre ihres Erscheinens, 1867, gleich viermal aufgelegt werden. Der «Trompeter» erlebte 140, der «Ekkehard» 90 Auflagen noch zu Lebzeiten des Dichters.

Er kam in Carlsruhe zur Welt als Sohn eines gestrengen Majors und Straßenbau-Ingenieurs und einer reizenden Schwäbin, welche ihren Kindern draußen im großen Garten, in der Geißblattlaube, allerliebste, selbsterfundene Märchen zu erzählen pflegte. Der Dichter hat diese Mutter und auch seine Schwester Marie über alles geliebt. Nur war da auch noch ein schwachsinniger, verkrüppelter Bruder, dessen bloße unschuldige Existenz ihm später schweren Lebenskummer zufügen sollte.

Scheffel wollte durchaus Maler werden; sein Vater jedoch bestimmte diesen hervorragend begabten Sohn zum Juristen. So hat sich denn der Brave 1848 in Heidelberg summa cum laude den Doktorhut geholt. Er war ein glänzender Lateiner, trieb aus innerstem Anliegen stets auch intensive Geschichtsstudien. Er muß zumal in jungen Jahren ein ungemein ansprechendes Wesen gehabt haben. «Mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort», schrieb einer seiner Bekannten. «Er sprach nicht bloß gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht alles gesehen und studiert! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Altertümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Litteratur zu sprechen, zu disputieren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Faktum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos . . .»

Scheffel wurde dann nach den 48er-Wirren, welche im öffentlichen Leben seines Vaterlandes «viele schiefe und kuriose Verhältnisse» geschaffen hatten, badischer Beamter und hatte in solcher Stellung als verhinderter Musensohn insgeheim viel innere Melancholie

durchzustehen. Zu Beginn des Jahres 1850 wurde er Dienstrevisor auf dem Bezirksamt in Säckingen, der kleinen Schwarzwaldstadt am Oberrhein. Herrlich erquickend war ihm dann im folgenden Jahr die Reise ins Bündnerland. «Was mich betrifft», schrieb er nach der Rückkehr an einen Freund, «so habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen und mich sofort in die Graubündner Alpen verzogen, wo ich an den Quellen des Rheins und auf den wilden Höhen des Bernina (gegen Valtelin zu), wo nur noch das Murmeltier in den Steinritzen pfeift und die Gemse flüchtig über die unermeßlichen Schneefelder und Gletscher hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Miseren badischer Kanzleithätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnt.»

Ein paar Monate später hat er dann seinen Dienst quittiert und ist nach Italien gereist, weil er durchaus doch noch Maler werden wollte. Er ist dann aber nach über einem Jahr als Poet zurückgekehrt, nämlich mit dem druckfertigen Manuskript seines «Trompeters von Säckingen» im Gepäck, jenem köstlichen Versepos, welches er von ungefähr zu Rom niederzuschreiben begonnen und dann Ende April 1853 auf der Insel Capri beendet hatte. Es erschien gedruckt noch vor Weihnachten, ist jedoch vorerst nur wenig beachtet worden. Eine zweite Auflage wurde erst 5 Jahre später nötig.

Zuhause tat dann Leere sich vor ihm auf. Scheffel begann eine akademische Laufbahn ins Auge zu fassen, zunächst eine juristische, jedoch bald schon, weil er sich mittlerweile mehr als je zuvor historischen Stoffen zugewandt hatte, einer literarischen.

Im April 1854 mietet er sich, magisch angezogen von altdeutscher Überlieferung, ein in der Meierei, nahe den Burgruinen, am Hohentwiel im Hegau und beginnt das Waltharilied, welches der Mönch Ekkehard I. um das Jahr 930 gedichtet hat — jene aus altgermanischen Quellen geschöpfte Geschichte von Walter und Hildegunt — in deutsche Vierzeiler zu übertragen; eintausendfünfhundert lateinische Hexameter waren zu bewältigen. Und unter der Hand begann dann auch sein Roman «Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert» wunderbar Gestalt zu gewinnen. Den jungen Ekkehard, der in sündiger Liebe zu Hadwig, der schönen Herzogin von Schwaben, entbrannt war, der er auf dem Hohentwiel Lateinstunden zu erteilen hatte, läßt Scheffel hinauf zum Wildkirchli entfliehen, in dessen einsamer Felsenklause er sühnend seine Verse ersinnt und nebenher, predigend und die Harfe spielend, die Sennen der nahen Ebenalp betreut.

Scheffel weilte nicht nur häufig in der St. Galler Stiftsbibliothek; anfangs September 1854 zog er selber auf die Ebenalp am Säntis, hauste dort am Fuße der mächtigen Wand eine Woche lang in der Herberge zum Aescher, stieg immer wieder den steilen Felsenpfad hinan in die kleine Einsiedelei beim Wildkirchli, wo noch im Jahr zuvor ein mittlerweile zu Tode gestürzter Bergbruder gehaust hatte, und kehrte dann, an Leib und Seele gestärkt, zurück in sein Elternhaus nach Carlsruhe. Im November sandte er das Waltharilied und den Ekkehard-Roman zuversichtlich nach Heidelberg, erbat sich jedoch alsbald dringlich zum mindesten die Versdichtung wieder zurück, um sie als Beweisstück seiner Fähigkeiten nach Zürich einreichen zu können, denn nun wollte Scheffel Literatur-Professor werden am just damals im Entstehen begriffenen Eidgenössischen Polytechnikum. Am 2. August 1854 war der damalige Bundesgerichtspräsident Johann Konrad Kern vom Bundesrat zum Vorsitzenden des damals ins Leben gerufenen Schweizerischen Schulrates gewählt worden. Im Oktober wurden die Professuren ausgeschrieben. Es meldeten sich bis Ende des Jahres 189 Bewerber. Höchst rühmliche Gelehrte besetzten dann ab Oktober 1855 die Lehrstühle: Gottfried Semper lehrte Architektur, Jacob Burckhardt Kunstgeschichte, Arnold Escher von der Linth Geologie, Oswald Heer Botanik, Rudolf Wolf, der, abgesehen von tüchtiger Fachliteratur, ab 1858 auch jene famose Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz herauszugeben begann, Astronomie. — Scheffel kam nicht zum

Zuge. Er war noch keine 28 Jahre alt, war überdies Doktor nicht der Germanistik, sondern der Jurisprudenz und hatte noch keinerlei spektakuläre Leistungen vorzuweisen. Der Roman «Ekkehard», zu welchem er in intensiver Arbeit 285 gelehrte Anmerkungen schuf, war noch nicht gedruckt; aus Heidelberg sandte man ihm das zurückerbetene Manuskript seines Waltharilieds nicht rechtzeitig wieder zu. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als sich in seinem Bewerbungsschreiben auf ein paar Zeitungsartikel zu berufen, und zwar in erster Linie auf seine Schilderungen aus den rätischen Alpen, welche freilich schon vor geraumer Zeit und überdies anonym erschienen waren; jedoch auch davon standen ihm zur entscheidenden Stunde unglückseligerweise keine Belegexemplare zur Hand. In sein am 2. Dezember 1854 aus Carlsruhe an Seine Hochwohlgeboren, den Präsidenten des schweiz. Schulrates gerichtetes Schreiben kann er lediglich den Hinweis einflechten:

«In der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom Oktober 1851 haben Professor Häußer von Heidelberg und ich gemeinschaftlich einige Studien über die Reise in Graubünden unter dem Titel: «Aus den rhätischen Alpen» niedergelegt. Die Briefe II (von Dissentis nach Chur), III (über den Albula ins Engadin) und V (von Samaden zum Roseggiogletscher) sind von mir geschrieben. Die Teilnahme, die jene einfachen Schilderungen seiner Zeit in Graubünden selbst gefunden, war uns ein Beweis, daß unsere Auffassung von Land und Leuten von der gewöhnlicher Touristen sich einigermaßen zu unterscheiden wußte.»

Er anerbietet sich sodann, allenfalls zu einer Probevorlesung «über irgendwelche ihm zu bezeichnende Epoche der deutschen Litteraturgeschichte» nach Zürich zu kommen, und fügt in wenigen Zeilen sein curriculum vitae bei:

«Geboren in Carlsruhe 1826. Nach Absolvierung des dortigen Lyceums 1843 auf den Hochschulen München, Heidelberg und Berlin dem Studium der Geschichte und Rechtswissenschaft obliegend, 1848 Dr. der Rechte und zum praktischen Staatsdienst befähigt erklärt, 1852 zu einjährigem Aufenthalt nach Italien, seit der Rückkehr teils in Heidelberg, teils hier mit Vorarbeiten zu künftiger Lehrtätigkeit beschäftigt.»

Anderntags sandte er seinem Bewerbungsschreiben eilends das ihm mittlerweile endlich doch noch zugegangene Walthari-Manuskript nach und wiederholte das Anerbieten, sich den Herren Schulräten persönlich vorzustellen. — Aufs Geratewohl reiste er dann im Januar 1855 nach Zürich, logierte im Hotel Baur en Ville und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Jedoch nicht er, sondern Friedrich Theodor Vischer, der sehr viel ältere Prof. der Ästhetik und der deutschen Literatur in Tübingen, wurde damals nach Zürich berufen, und auch er erst, nachdem Gottfried Keller den Lehrstuhl, den man ihm angeboten, ausdrücklich abgelehnt hatte.

Scheffels belehrend poetische Abhandlungen aus dem Bündnerland sind, zusammen mit Schilderungen aus dem Schwarzwald, aus Italien, der Provence und dem Elsaß, 1887 posthum von seinem Biographen Johannes Proelß in Stuttgart an den Tag gegeben worden, zusammengefaßt in einem kleinformatigen, immerhin gute 400 Seiten dicken Bändchen. Es handelt sich um da und dort in den Jahren 1851 bis 1872 in Zeitungen und Zeitschriften erschienene Studien, von denen die über das Bündnerland die frühesten darstellen.

Aufatmend ist Scheffel damals, am 1. September 1851, mit seinem um acht Jahre älteren Freund, dem Heidelberger Historiker Ludwig Häußer, zur Bergfahrt aufgebrochen, und hinterher, wie gesagt, haben daheim die beiden in abgesprochener Aufteilung jeder seine drei Zeitungsartikel ausgearbeitet. — Im erwähnten Bändchen, dem Proelß den Titel «Reisebilder» gab, umfassen Scheffels Ausführungen in zäsurloser Abfolge fast sechzig Seiten. Wir beschränken uns im folgenden notgedrungen auf das erste Drittel, seine Erlebnisse und Erkundungen im Vorderrheintal betreffend, machen uns jedoch das Vergnügen, die bemerkenswert klaren und wesentlichen Ausführungen des gelehrten jungen Mannes im vollen Wortlaut wiederzugeben, zusamt all den sprachlichen und historischen Erwägungen, welche diesen hellen Kopf damals beschäftigten, weil nämlich seine Feststellungen von ungewöhnlich kundiger und respektvoller Einfühlung in Herkunft, Lebensgefüge und

Wesensart der allezeit auf Unabhängigkeit erpichten Bündner Oberländer zeugen.

Und hier nun sein Text:

«Die Abendglocken waren verklungen, und das leise Glührot, das von den fern aufsteigenden Spitzen der Rhätikonkette ins Tavetscher Thal grüßend herübergeleuchtet hatte, war in das Nebelgrau der Dämmerung übergegangen, als wir von den Höhen von Chiamutt und Rüäras herab im alten Dissentis einzogen. Wer über die gefährlichen Pässe der Oberalp herübergeklommen ist ins Bündner Land, der denkt des Abends, nicht minder als an rauhe Schönheit zurückgelegter Gebirgspfade, auch an sichere Herberge zur Pflege der müden Knochen. Diese findet er aber zu Dissentis am Fuß der weitaufsteigenden Klostermauer in hinreichender Fülle.

Bei würzigem Valtelliner Wein, in dessen Unvermeidlichkeit in diesem Gebirgsstrich sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd, verschwinden die kniezerbrechenden Erinnerungen, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens läßt sich, wie am heimischen Winterabend, von alten Geschichten plaudern.

Dissentis selbst und der bis jetzt durchwanderte Teil des Oberlandes geben hinreichenden Stoff hiezu.

Leider haben die Kämpfe der französischen Revolutionszeiten hier die urkundlichen Quellen alter Klostergeschichte vernichtet.

Als 1799 der Bündner Landsturm gegen die Franzosen auszog und die unberufenen Gäste aus dem ganzen Vorder-Rheintal bis gegen Chur hinab gejagt hatte, wurden zu Dissentis gefangene Soldaten von den Landstürmern niedergemacht. Noch zeigt man die enge Gasse.

Des zur Sühne zog Lecourbe wieder herauf und ließ Dorf und Kloster in Asche legen. Dabei ist auch alles, was die Bibliothek an alten Handschriften besaß, zu Grunde gegangen.

Aus den unvernichtbaren Urkunden der Geschichte — Orts- und Leute-Namen — läßt sich aber noch mancherlei entziffern.

Daß in diesen hintern Gründen des Rheinthals bis in die Anfänge christlicher Zeit Wildnis und Wüstenei gewesen, in die nur der keltische Urbewohner jagend oder viehhütend vordrang, zeigt der Name des Klosters — Disertina — Einöde, sowie die Namen der thalab gelegegen Dörfer Sumvix und Surrhen (summus vicus und summum Rheni), deren Häuser einst die letzten Vorposten der Thalbewohner waren, bis der unvergleichlich sichere Blick der ersten Diener der Kirche diese Wildnis auswählte, um von hier aus dem Kreuze und christlicher Kultur auch die Quellen des Vorder-Rheins und die wilden Seitenthäler am Fuß des Cornera und der Medelser Hörner dienstbar zu machen.

Manche Ansiedlung hier ging von den Mönchen zu Disentis aus, und die Kolonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigentages noch der Landammann dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (Ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Thälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Aufbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi etc. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Thal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras etc. haben weder germanische noch romanische Taufpaten gehabt.

Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch großenteils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit Ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn, gehören, Caflisch (flisch belgokeltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch) stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Professor Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstu-

dien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat) — ähnlichen Wortbildungen haben die Cadusch, Camenisch, Carim ihre Namen zu danken, und in spätern Zeiten, als schon romanische Vornamen ins Thal gekommen waren, wurden die, so im Haus des Jakobus oder Albertus ihren Unterschlupf hatten, in altkeltischer Analogie die Cajacob und Cadelbert geheißen.

Denjenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Urvolks um ‚Lebens- und Staatsweisheit' in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigentümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Cajacob und Caflisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach ‚gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindewesen und Eigentumsrecht' — wie uns Brosi in seinen Kelten und Alt-Helvetiern, Solothurn 1851, sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll.

Unten im Wirtshaus saß der junge Führer von Rüäras, ein schmucker, schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Totenschlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte, wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romanisch von einer ‚zarten, schönen und rosenfarbigen» Maid (una zarta, bialla Cotschna), bei der ein kecker Bursche zu ‚Kilt' gehen will, aber mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird, wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

‚Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Ast.'

— und Wechselgesang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen.

Nach festem Schlummer, wie er einem, der über die Oberalp gestiegen, ziemt, und ohne Traum von Bestien der Wildnis oder den Geistern der keltischen Thalbewohner, wurde des andern Thags eine Umschau in Kloster und Kirche gehalten.

Im Kloster, wo zur Zeit nur zehn Benediktinerpatres versammelt sind, waren überall noch die Spuren des Brandes ersichtlich, der vor wenigen Jahren dasselbe wiederum heimgesucht hatte. In Zellen und Refektorium war emsiges Arbeiten von Schreinern und Zimmerleuten; auch waren Sachkundige beschäftigt, die Zellen mit den eigentümlich alt-traditionellen Öfen zu versehen, die wohl, außer im Graubündner Oberland, nirgends vorkommen.

Auf kurzen Steinfüßen werden gewaltige granitähnliche Platten zu einem länglichen Würfel zusammengefügt und mit einer mächtigen Oberplatte gedeckt, so daß der Ofen einem antiken Sarkophag gleicht, und wenn etwa an den Seitenwänden noch einige Reliefs von fabelhaften Tiergestalten angebracht wären, wie sie über Thor und Fenstern an den Engadiner Häusern so grotesk sich finden, so läge dem Antiquarius die Versuchung nahe, altrhätische oder etruskische Reminiscenzen aufzufrischen und den Übergang vom Sarg des Lucumonen in den Oberländer Ofen der Gegenwart nachzuweisen.

Die nicht alte Klosterkirche, vom letzten Brand zwar nicht versehrt, hat an Architektur oder Denkmälern nicht Bedeutendes.

Grauer Wolkenschleier hing von allen Bergkuppen ins Thal herab, als wir, dem jugendlich brausenden Vorder-Rhein entlang, den Weg gen Ilanz und Reichenau hin antraten, und die guten Freunde vom Abend zuvor, der vielgezackte Sixmadaun und der hochaufstrebende Crispalt im Rücken, sowie die ferne Rhätikonkette geruhten unsichtbar zu sein.

Der Weg bis Trons ist von wilder Schönheit im einzelnen. Chaotisch übereinandergehäufte Felsstücke erinnern daran, daß auch die Höhen der Gebirge alt werden, verwittern und thalabwärts stürzen; über malerischen Steintrümmern, die oft bis in den Rhein herein gehen, wächst die Tanne und das feinstgeformte Nadelholz, die Lärche; einfache Brükkenstege führen über die Bergwässer, die aus

allen Ritzen und Spalten herab dem jungen Rhein neuen Zuwachs bringen; eine Reihe von Studien für Landschaftsmaler, die er an den gewöhnlichen Malerplätzen in Tirol und dem baierischen Hochland so gewaltig nicht vorfindet. Am Fuß des Medelser Gebirgsstockes, auf rechtem Rheinufer, braust aus der Schlucht Conflons hervor ein stärkeres Gebirgswasser, mit Unrecht als ‚Mittel-Rhein' den beiden andern Rheinanfängen gleichgestellt. An dessen Pfaden zog einst fränkische Heeresmacht unter Pipin ins Leventinerthal und nach Welschland hinüber.

An vielen Punkten des Weges ist die Vegetation von massigem Steingeröll und Gefels überschüttet; gegen solche Erd- und Lawinenstürze schafft sich der Thalbewohner durch Brustwehren und Mauerwerke nur spärlichen Schutz und wird selbst oftmals ein Opfer des Bergfalls.

Über Compadiels, wo im spitzbogigen alten Kirchlein mannigfache Votivtafeln zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr und Lawinen aufgehängt sind, und über Sumvix erreichen wir das Dorf Trons.

Links an der Straße vor dem Dorf steht eine Kapelle und neben ihr ein ehrwürdiger Zeuge alter Tage, ein verwitterter Ahorn. Mark und inneres Holz sind längst verschwunden, aber in ungeheurem Umfang wurzeln noch die äußern Rindenwände des hohlen Baumriesen in der Erde — Zigeuner haben vormals hier innen hinreichenden Platz zum Nachtlager gefunden, jetzt hat neuere Pietät ihn mit schützendem Gatter umzogen. Krone und Aeste sind abgestorben, aber aus einer Seite ist ein knorriger Sproß herausgewachsen und umlaubt mit frischem Gezweige den greisen Stamm.

Daß wir hier am Grütli der Graubündner stehen, ist an der nahen St. Anna-Kapelle in Wort und Bild zu lesen.

Deutsches Lehenswesen hatte seit karolingischen Zeiten auch in den wilden Thälern des rhätischen Oberlandes Wurzel gefaßt. Als kaiserliche Grafen und Lehensträger des Bischofs von Chur herrschten neben dem Abt von Dissentis deutsche Herren von ihren Burgen aus über das romanische Land.

Sämtliche Trümmer der gebrochenen Burgen tragen deutsche Namen: Saxenstein, Rinkenberg, Pultlingen etc. Im Thal des Vorder-Rheins aber und auf den Höhen der Gebirge saß in kleinen Dörfern oder abgelegenen Sennhütten das rhätisch-romanische Landvolk. Schwerer Druck der Herrschaft drang zu den wenigsten durch.

Seit gotischen oder fränkischen Tagen waren hier ein einfaches Gemeinwesen und Verbindungen einzelner Gemeinden emporgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburteilung der Verbrecher und Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Föderation, die kein Resultat künstlich abstrakten Systems, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war.

Zur Zeit, als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt vom fremd duftenden wälschen Wein, den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargethan.

Der Kastellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der Landvogt von Guardaval im Engadein, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Vatz und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr ‚ungeeignetes Benehmen' in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland

Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat.

Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Roheiten seiner Kastellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadin und Schamser Thal die Bauern ihre Zwingherren; Guardaval, Fardün und Realt wurden gebrochen, und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren, die er dem Jan Caldar gewürzt hatte.

Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hilfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorder-Rheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zur Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abgeordnete, die sie, wie die Chronik sagt, ‚freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Grenzen ihrer Herrschaft zu verbannen, mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zur Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in ihren ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen'. Leider war eine Graubündner Zeitung nicht vorhanden, welche zu energischem Einschreiten gegen sothane Anmaßung raten konnte — die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten.

Also kamen im März 1424 der Abt von Dissentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren Brun von Rhäzüns zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt und getreue Eidsgenossenschaft, ‚so lange Grund und Grat stehen', in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Dissentis, und was sie schwuren, haben sie redlich gehalten.

Das war der obere oder graue Bund — la lia grischa — umfassend das Rheintal bis Reichenau, mit den Seitenthälern von Medels, Lugnetz und Savien, bis hinab wo aus den Gletschern des Rheinwalds der Hinter-Rhein entströmt und das Misoxer Thal sich gen Welschland hinstreckt. Und der gedieh in starker Mannhaftigkeit und hatte guten Klang ringsum — ein Vorbild für die spätern Unionen des Gotteshausbundes und des Bundes der zehn Gerichte im Prättigau und Davos.

Des zum Gedächtnis trägt die Kapelle neben dem Ahorn an beiden Seiten des Eingangs, zwei Freskobilder: die Stiftung des Bundes und die letzte Wiederholung des Schwures im Jahre 1778, wo freilich die Epigonen in Perükken und dem geschniegelten Rokoko-Anzug einen leibhaftigen Kommentar zum alten Reimspruch geben, der in körniger Weise die Entstehung des Bundes preist und am Ende sagt:

Von diesem Freiheitsbund
Sind wir in wahrem g'nuß;
— Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' jeder selbst den Schluß.

Daß die von einem Meister Kühlenthal renovierten Bilder einen Sachkenner weniger an moderne Historienmalerei als an die Art, wie man, den Fliegenden Blättern zufolge, in Breslau Wandmalerei treiben soll, erinnern, darf hier nicht gerügt werden, da auch die Kunst einige tausend Fuß über der Meeresfläche dem Schicksal der italienischen Einwanderer in den Alpen unterliegt: durch die Gegend selbst verwildert werden. (‚Quos loca ipsa efferarunt.' Liv.)

Der Bund von Trons ist, wie die andern Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht ‚wie Grund und Grat der Alpen' der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubischer Verehrung gehalten, und wenn die Oberländer Schützen thalab nach Chur oder ins eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon aufs Käppi zu stecken.

Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzüns und Sax sich im stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's gethan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden mußte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten.

Inzwischen hatte der Himmel seine Schleußen geöffnet und schüttete so intensiv, daß beim homerischen Ziegenbraten im Wirtshaus der Entschluß reif wurde, den Weg zu Wagen fortzusetzen, wiewohl erst in Ilanz eine sogenannte Poststraße beginnt. Daß auch Fuhrwesen und Rosselenker in diesen keltischen Thalgründen sich eines primitiven Zustandes erfreuen, sollte uns bald klar werden.

Ein zwischen Wagen und Karren die glückliche Mitte haltendes offenes Fahrzeug war bald herbeigeschafft — in Form und Konstruktion wohl wenig von jener Esseda unterschieden, auf der in der Schlacht von Sentinum, nach Livius, dereinstmals die keltischen Gallier ‚unter Schnauben der Rosse und Getöse der Räder' zum Schreck der Römer mitten ins Reitergefecht hereingefahren kamen.

An einfacher Deichsel wurde ein Klepper angeschirrt; die Stelle des Leitseils vertrat ein aus roher Ochsenhaut zugeschnittener Lederriemen. Dieser aber ruhte in den Händen des würdigsten aller Wagenlenker — Joseph Antony hieß der Biedere.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes ‚eigentümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner', die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug.

Das Institut der Peitsche war bis hieher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. ‚Alto! alto! hé bougre!' rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der ‚Schalauer' Sprache, wie sie in anderen romanischen Thälern spottweise genannt wird, seinen Gefühlen Luft. ‚Schliatt' aura, Schliatt' aura' (schlecht Wetter) sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem ‚liderlich cavaigl' — ‚liderlich Kerli' woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfworte im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt. Soll ich weiter erzählen von der holprigen Fahrt über Stock und Stein und von jener eigentümlichen Stimmung, die sich bei völliger Durchnässung und halbzerbrochenen Knieen so harmonisch ausbildet? Infandum regina jubes. An Tanvanas, an der auf der Höhe des Berges stehenden, mitten im Ro-

manischen deutsch redende Gemeinde Waltersberg, an der Mündung des schauerlichen Panixerpasses, auf dem einst Suwarow seine Russen das Bergsteigen lehrte, vorüber führte der Pfad in die ‚erste Stadt am Rhein', nach Ilanz, allwo der Wirt zum Kreuz mit dem vollen Selbstgefühl eines Posthalters auf unser Fuhrwerk herabschaute.

Warmer Valtelliner und eine riesige Lachsforelle im dortigen Gasthof versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unseres Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann dringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheintals, und der Urenkel Joseph Antonys ruft der Lokomotive etwa als Heizer sein Alto! hé bougre! so intensiv zu als sein Ahn heute unserm Rößlein. Solche Perspektive in die Wechselgänge der Weltgeschichte suchten wir dem biedern Antony zu eröffnen; er aber schüttelte sein greises Haupt träumerisch und ging nach dem Stall.

Den grauen Mauern und Türmen von Ilanz schenkten wir keine Aufmerksamkeit. Einen Blick in die Einfachheit der Formen, in welchen heutigen Tages die Demokratie im Bündner Oberland gehandhabt wird, gewährt das Fremdenbuch des Gasthofs. Zwischen den dünn gesäeten Namen der Reisenden erscheint hie und da ein Eintrag des Inhalts, daß sich aus den Hochgerichten des grauen Bundes die Abgeordneten dahier eingefunden und die auf zwei oder drei Jahre verfassungsmäßig bestimmte Wahl der Funktionäre am Bezirksgericht, der Geschworenen usw. vorgenommen hätten. Sodann sind das Resultat der Wahl, die Zahl der für die Gewählten abgegebenen Stimmen und Namen der Gewählten verzeichnet und der Akt abgeschlossen; das Fremdenbuch ist somit zugleich öffentliche Urkunde und Wahlprotokoll.

Der Fahrweg zieht vom linken Ufer des Vorder-Rheins bei Ilanz seitwärts dem Gebirge zu, in gewaltigen Windungen bergansteigend. An zwei hellen kleinen Seen liegt das Dorf Lax mit altertümlichen Herrenhäusern. Daß der Adel, der sich hierlands erhielt, in späteren Zeiten der schwäbischen Ritterschaft zugeteilt war, zeigt eine Wappenschrift am Hause weiland Herrn Johann de Coray's von und zum Seblen von 1617, der sich als ‚Kavalier des heiligen römischen Reichs und der Ritterschaft des Viertels am Neckar, Schwarzwald und der Ortenaw' kundgiebt.

Bei Flims hat sich ein vom Tschingelhorn herabkommender Bach sein Bett durch eine wilde Bergschlucht gewählt und braust, tief unter der Straße, dem in engem Thal fließenden Vorder-Rhein entgegen.

Noch eine Wendung — an den alten Mühlen von Trims vorüber — und auf steilem Felsgrat steigen die Trümmer der Veste Hohentrims auf, einst als Anhalt und Schutz für lombardische Heereszüge vom Franken Pipin erbaut.

Das Dorf schmiegt sich terrassenförmig an den Berg und tief unten öffnet sich das Thal, durch welches der Hinter-Rhein vom Splügen her kommt, um sich bei Reichenau dem vordern zu einen. Eine prachtvollere Umschau als von hier hat Graubünden nicht.

Rückwärts ragen die hohen Hörner glarnerischer und Oberländer Alpen über das vordere Rheintal, das sich hier mächtig ausweitet; in der Tiefe vor uns glänzen die hellen Dächer von Reichenau, nordöstlich schaut Chur aus dem Seitenthal der Plessur herüber, überragt vom fernen Scesa plana; üppige Felder und Waldungen ziehen sich in dem von beiden Rheinarmen gebildeten Delta an die weißgrauen Nagelfluhhöhen hinüber, von denen herab sich die Mauern des alten Schlosses Rhäzüns (Rhaetia ima) im Hinter-Rhein spiegeln, und über Rhäzüns hinüber streift der

Blick in das burgenreiche Thal Domleschg, das sich gen Thusis hin zusammenzieht bis an die durch zusammengepreßte Felswände weiter zum Splügen führenden Schluchten der Via mala. Die wilden Berghöhen ringsum, die reiche Vegetation an den Ufern der beiden Rheine, wo jetzt neben düstern Arvenstämmen Kastanie und Nußbaum gedeihen, Dörfer und Schlösser in der Ferne und als Vordergrund das gewaltige Hohentrims — alles wirkt hier zu einem Landschaftsbild zusammen, des farbenkundigsten Meisters ein würdiger Stoff.

Steil über Tamins fällt die Straße nach Reichenau herunter. Im schönen Garten des Schlosses der Herren von Planta Reichenau läßt sich die Einigung von Vorder- und Hinter-Rhein, die beide hier von alten Holzbrükken überbaut sind, nochmals überschauen.

Die Geschichten von Ludwig Philipps erstem Exil dahier, der als Mr. Chabaud 1793 Mathematik lehrte, den auf breiter Heerstraße am calandabedrohten Dorf Felsberg vorüber nach Chur führenden Weg, Chur selbst samt seinem kürzlich entdeckten Mosaikboden überlassen wir andern Schilderungen, nehmen von Joseph Antony von Trons wehmütig Abschied und brechen weiter auf — engadinwärts.»

Wir werden uns zum Abschluß so kurz wie möglich fassen. Im Jahre 1860 erlitt Scheffel eine gefährliche Gemütskrise, weil ihm ein Wartburg-Roman, den er seinem fürstlichen Gönner, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, zu schreiben versprochen hatte, einfach nicht gelingen wollte. Zur Beschwichtigung seiner schweren Verdüsterung verbrachte er damals viele Monate im Kurhaus Brestenberg am Hallwilersee, ertüchtigte sich durch Schwimmen und Wandern, gewann sich gute Freunde im Aargau, kehrte auch später immer einmal wieder dankbar dahin zurück, begab sich im September 1862 neuerlich ins Engadin, wanderte auch im Sommer 1864 auf seiner Hochzeitsreise wohlgemut mit seiner Frau ab Thusis durch die Viamala bis Andeer und ließ sich dann in schöner Zweisamkeit mit ihr nieder zu Seon im aargauischen Seethal. Jedoch nur kurze Wochen war dem Paar häusliches Behagen vergönnt. Einen Ruf, die Direktion des Germanischen Museums in Nürnberg zu übernehmen, lehnte Scheffel damals ab, weil ihm sein neuer Stand gar so wohl gefiel. Jedoch dann starb im Februar 1865 «die Frau Major», seine innig geliebte Mutter. (Seines Lebens Engel, die liebliche Schwester Marie, war zu seinem nie verwundenen Leid schon acht Jahre zuvor jäh an Typhus zugrundegegangen.) Fortan ließ Scheffel seine junge Frau immer wieder wochenlang allein, weil es im verwaisten Hause zu Carlsruhe dem greisen Vater und dem schwachsinnigen Bruder beizustehen galt. Darob ging seine Ehe in die Brüche. Ihr einziges Kind hat Frau Scheffel am 20. Mai 1867 zu Clarens am Genfersee zur Welt gebracht. Sie kehrte nicht mehr zu ihrem Gatten zurück. Ab 1870, kurz nachdem auch der alte Major in Carlsruhe verschieden war, nahm Scheffel sein Büblein Victor auf immer zu sich; die Freude an diesem seinem einzigen Kinde wurde zum Inbegriff seines einsamen Daseins. Mittlerweile stieg sein Dichterruhm ins Ungemessene. Im Herbst 1871 kaufte er Land am Untersee, in Radolfszell, baute darauf für sich und das Söhnchen die Villa «Seehalde», wurde zum eigentlichen Gutsherrn, erwarb 1876 auch die bloß zwanzig Minuten von seinem Anwesen entfernte Landzunge Mettnau und fügte dem dort seit langem bestehenden Hause einen stattlichen Turm hinzu. An seinem 50. Geburtstag wurde er von seinem Landesherrn in den erblichen Adelsstand erhoben und bekam von Säckingen, Carlsruhe und Radolfszell das Ehrenbürgerrecht geschenkt.

Noch immer weilte er häufig in Carlsruhe, ließ auch dort seinen Buben schulen. Nachdem dann 1879 auch der arme Bruder dahingegangen war, zog er sich häufiger als früher nach Radolfszell zurück. Mit seiner Gesundheit stand es nicht zum besten. Als sein 60. Geburtstag herannahte und der Sohn in Hannover die Kriegsschule absolvierte, verlangte den mittlerweile immer hinfälliger gewordenen Dichter im Januar 1886 dringlich nach Heidelberg, wo er einst herrliche Zeiten verbracht hatte. Er logierte sich dort ein im

Neckar-Hotel und lag sehr krank, als sie ihn an seinem großen Tag rauschend feierten und ihn auch dort zum Ehrenbürger machten. Und dann begehrte der Kranke plötzlich sehnlichst heimzukehren an die Städte seiner Geburt. In Heidelberg verabschiedete er sich von seinem Sohn, der zu kurzem Urlaub aus Hannover herbeigeeilt war. Am 2. April brachten sein Arzt und ein Freund ihn nach Carlsruhe und riefen dringlich seine Frau an sein Lager. Die Versöhnung mit ihr rührte den Sterbenden zutiefst und entlockte ihm noch am Tage vor seinem Tode den Ausspruch: «Jetzt nur noch ein paar Jährle, nur noch eins!»

Am 9. April 1886, vor nunmehr neunzig Jahren, abends um 7 Uhr, als von der Stadtkirche seiner geliebten Vaterstadt die Glocken läuteten, ist der Dichter Johann Victor von Scheffel gestorben. In edler Formulierung hielt sein Verehrer und Biograph Johannes Proelß es in seiner Scheffel-Biographie fest: «An seinem Totenbett trauerten die Witwe und der Sohn, aufs neue vereinigt. Ihre Trauer teilte die ganze Nation.»

Immer

(Sonett)

Daß du mich liebst
ganz leise sollst du's sagen,
Wenn meine Stunden schwer von Sehnsucht sind.

Ob ich dich liebe?
brauchst du nicht zu fragen:
Das flüstert jedes Blättchen dort im Wind.

Auf deinen Wegen
stets ich dich begleite
Mit leisen Schritten
unsichtbar ich gleite —

Nie mehr bist du allein,
mein einzig Leben,

O fühle doch:
Ich hab mich dir gegeben.

Lilly Bardill-Juon